

Geschichte(n) zwischen

Inhalt

Grußworte	7
Die Geschichte(n):	
Am Anfang war die Gebietsreform	13
Der Zusammenschluss an der oberen Aar	15
Wie die Stadt zu ihrem Namen kam	17
183 Vorschläge	21
Hahn und die Hühner	23
Der, die oder das „Taunussteiner“	27
Karola Pierson-Vietor – Land und Leute	29
Limes und Römerkastell „Zugmantel“	33
Essenfassen!!!	37
Ferrutius – der Heilige und das Kloster	39
Das Wehener Schloss	43
Carl Friedrich Justus Emil von Ibell	49
Das Museum im Wehener Schloss	53

Günther Stiller – kein Stiller	57
Taunussteins jüdische Geschichte	63
Bekanntmachung!!!	67
Als der Krieg zu Ende war	73
Mit Gänsekiel und Tusche	75
Die Kirchenordnung der Gräfin Elisabeth	79
Johann Leonhard Busch – Henker	83
Emil Erlenmeyer und sein „Shaker“	87
Gasthaus und Saalbau „Zum Taunus“	91
Mit dem Rasiermesser auf Hausbesuch	95

Herausgeber:

Magistrat der Stadt Taunusstein
Museum im Wehener Schloss

Text und Zusammenstellung:

Harald Lubasch M.A.
Birgit Sachs M.A.

Taunusstein 2018

Das Museum im Wehener Schloss befindet sich in Trägerschaft der Stadt Taunusstein und wird unterstützt durch den Förderverein Museum im Wehener Schloss.

Die Idee...

... zu einer Textsammlung zur Taunussteiner Regionalgeschichte stammt aus dem Jubiläumsjahr 2011. Da feierte die Stadt ihren 40sten Geburtstag.

Ein Programmpunkt neben einer Vielzahl anderweitiger -hoch offizieller, illustrer, unterhaltsamer ...- Aktivitäten war eine Artikelserie zu historischen Themen aus der Region, die in monatlicher Folge in den Taunussteiner Stadtnachrichten veröffentlicht wurde. Nach Ablauf des Jubiläumsjahres und Ausklang der Festivitäten hat sich in der Nachbetrachtung gezeigt, dass die Artikelserie in den Taunussteiner Stadtnachrichten sich eine kleine Fangemeinde erschlossen hatte.

Und so ist es gekommen, wie es so oft kommt: die zunächst als einmalige Aktion gedachten Textveröffentlichungen hatten sich ein Stück weit verselbständigt. In loser Reihenfolge wurde die Aufsatzserie weitergeführt und so ein Beitrag für die Identifikation der Taunussteiner Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Stadt, das Erkunden und Kennenlernen des eigenen Lebensraums und seiner Geschichte geleistet. Es freut mich, dass wir Ihnen mit dieser Broschüre eine kompakte Sammlung der Texte präsentieren können. Ich danke herzlich allen Mitwirkenden, die diese „Kleinchronik“ unterstützt und editiert haben.

Sandro Zehner

Bürgermeister

Die Wahl...

... der äußeren Form der regionalhistorischen Betrachtungen wurde im Museum im Wehener Schloss eingehend diskutiert und fiel schließlich auf den „Aufsatz“.

Weder wissenschaftlicher Tunnelblick, Wortklauberei, noch epische Länge sollten dem Konsum entgegenstehen. Kein opulentes Menü, sondern Geschichte als Snack für zwischendurch sollte gereicht werden. Knapp gehalten, weder chronologisch, noch thematisch allzu sehr gegängelt und durchaus –da, wo es geht und warum eigentlich nicht?- auch unterhaltsam.

Zeitgeschichtliches Fingerfood – ganz zwanglos und für jeden etwas dabei.

Harald Lubasch M.A.

Museumsleiter

Die Geschichte(n)

Am Anfang war die Gebietsreform ...

Dass Taunusstein ursprünglich keine „gewachsene“ Stadt war, ist in gewisser Weise eine zwiespältige Tatsache. Zum einen war anfangs die Befürchtung, es könne innerhalb der zehn vorher eigenständigen Gemeinden zu einem Verlust von Selbstbestimmung und Identität kommen. Auf der anderen Seite stand die Option durch eine gemeinsame Entwicklung die dann gebündelten Potentiale verstärkt ausschöpfen und forciert weiterentwickeln zu können. Diese Chance wurde trotz der Unkenrufe erkannt und ausgeschöpft.

Was so nüchtern und unspektakulär in den 1970er Jahren als hessische Gebietsreform daherkam, war eine ausgewachsene Mammutaufgabe, die von ihrem Umfang her weit mehr als bloß eine verwaltungstechnische Neuordnung darstellte.

In den Anfängen der jungen Bundesrepublik hatte die Planungshoheit der öffentlichen Verwaltung zunächst bei den Landkreisen gelegen und wurde dann später auf die Gemeinden selbst übertragen. Das hatte im Extremfall zur Folge, dass jede noch so kleine Gemeinde, oft unabhängig von ihren Nachbarn, eine eigene Infrastruktur aufbaute, oft ohne mögliche Synergieeffekte zu nutzen, was zwangsläufig zu Lasten der Rentabilität ging.

Um diesem planerischen „Overkill“ entgegenzuwirken, trat das Bundesland Hessen 1969 in die Planungsphase der „kommunalen Gebietsreform“ ein, die im Zeitraum 1970-1977 umgesetzt wurde. Das Ziel, das die sozialliberale Landesregierung (1970-74) unter Ministerpräsident Albert Oswald (SPD) und Innenminister Hanns-Heinz Bielefeld (FDP) verfolgte, war die Verwaltungskraft der Gemeinden und Kreise zu stärken und ihre Leistungsfähigkeit zu bündeln und zu verbessern.

Zum Stichtag, 28. Februar 1969 hatte es in Hessen 2642 Gemeinden, 39 Landkreise und 9 kreisfreie Städte gegeben. Heute zählt das Bundesland Hessen 421 Gemeinden, 21 Landkreise und 5 kreisfreie Städte. Bereits 1971 hatte sich die Zahl der Gemeinden quasi halbiert. Vor allem Kleinstgemeinden unter 300 Einwohnern, die über keine hauptamtlichen Verwaltungsbeamten verfügten, sollten in größeren Einheiten gebündelt werden. Den Gemeinden wurden durch Vergünstigungen im kommunalen Finanzausgleich Anreize für freiwillige Zusammenschlüsse geboten. Aber auch für den Fall, dass die kommunale Gebietsreform nicht den erwünschten Erfolg zeitigen sollte, war ein Instrument vorgesehen. Ab dem 1. Juli 1974 konnten uneinige Gemeinden zwangsweise zusammengelegt werden. Dass das nicht immer eine glückliche Vorgehensweise war, stellte sich im Nachhinein heraus. So wurde 1979 der „Groß“-Kreis Lahn-Dill in die Landkreise Gießen und den Lahn-Dill-Kreis gesplittet.

Der Zusammenschluss an der oberen Aar

Für die zehn Taunussteiner Stadtteile sollte sich der Zusammenschluss zu einer Stadt als Glücksgriff herausstellen. Das Erfolgsmodell Taunusstein war 1971 mit einem Schlag und seinen heute rund 30.000 Einwohnern die größte Stadt im Rheingau-Taunus-Kreis geworden.

Unter dem Arbeitstitel „Zusammenschluss an der oberen Aar“ wurde die Stadtgründung unter Vorsitz von Walter Petri (1913-1978, SPD) –zunächst Wehener (1961-1971) und dann erster „Gesamt-“Taunussteiner Bürgermeister (1971-1972)- vorbereitet. Bereits am 1. Oktober 1971 schlossen sich zunächst sechs -Bleidenstadt, Hahn, Neuhof, Seitzenhahn, Watzhahn und Wehen- der heute zehn Ortsteile zu einer Gesamtgemeinde zusammen. Der gemeinsame Abwasserverband wurde gegründet. Ein knappes Jahr später, am 1. Juli 1972, traten Hambach, Niederlibbach, Orlen und Wingsbach dem neuen Gemeinwesen bei. Taunusstein war komplett.

In der Sonderbeilage des Wiesbadener Kuriers zur Stadtgründung mit dem Titel „Die neue Stadt an der Oberen Aar – Taunusstein“ ergriffen die letzten Bürgermeister der Einzelgemeinden –Arthur Fuhr (Bleidenstadt und Watzhahn), Walter Petri (Wehen), Werner Trottner (Hahn), Ernst Mewes (Neuhof) und Willi Kugelstadt (Seitzenhahn) das Wort: „Die fünf Bürgermeister der bisherigen Einzelgemeinden möchten heute den Bürgern, den Gemeindegemeinschaften und

den Mitarbeitern der Verwaltungen herzlichen Dank für die vielen Jahre vertrauensvoller und erfolgreicher Zusammenarbeit sagen. (...) Gemeinsam haben wir alle in unseren Gemeindebereichen für die Zukunft aller Bürger und für die Zukunft unserer Kinder gearbeitet. Wir haben unsere Arbeit gerne und mit Freude getan, weil wir gewiss sein konnten, dass diese Arbeit vom Vertrauen einer großen Mehrheit in der Bürgerschaft getragen war. (...) In diesem Sinne verabschieden wir uns von den Bürgern der bisherigen Einzelgemeinden, wünschen Taunusstein ein herzliches „Glückauf“ und allen Bürgern Freude und Wohlergehen in unserer neuen Stadt.“

Der „Zusammenschluss an der oberen Aar“ warf die Frage nach einem gemeinsamen, für alle betreffenden Gemeinden zufriedenstellenden Namen für die neue Stadt auf.

Also wie kam es überhaupt zu dem Namen „Taunusstein“?

Wie die Stadt zu ihrem Namen kam...

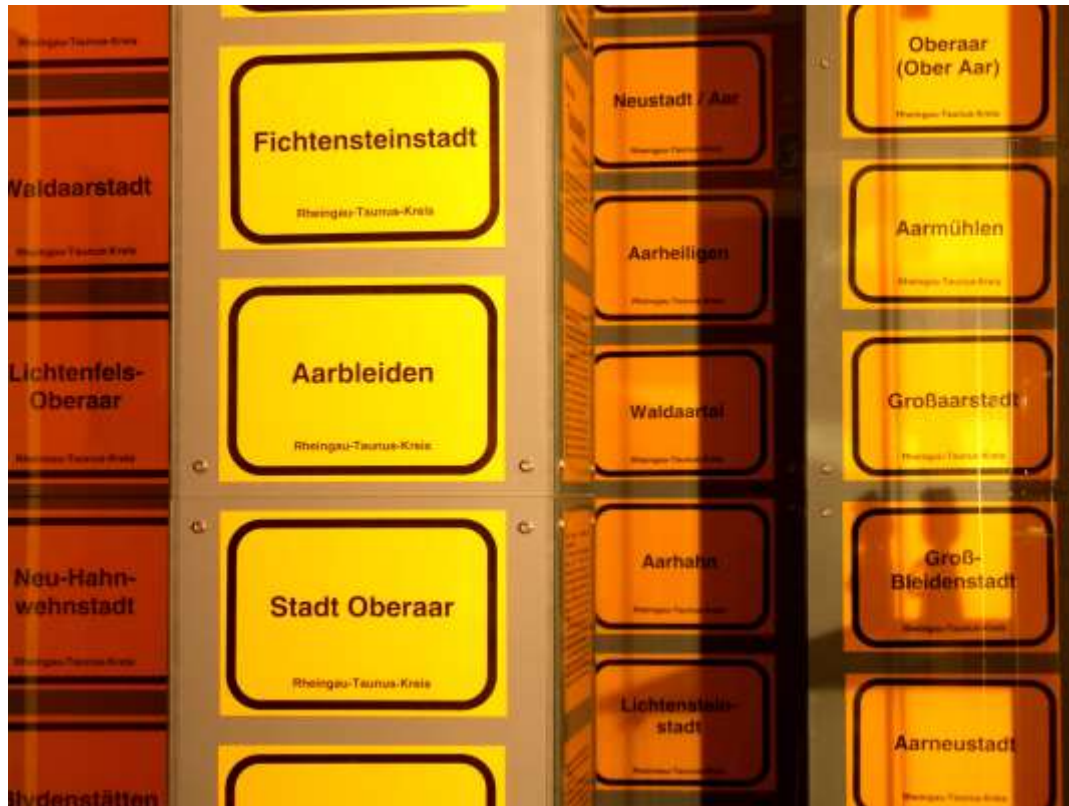
Alte Städte tragen Namen, deren Ursprung und Bedeutung oft nicht mehr genau nachvollzogen werden können. Bei Neugründungen verhält sich das naturgemäß anders. Aber wie war das noch – wie kam *Taunusstein* zu seinem Namen?

Die Vorbereitungen, die am 1. Oktober 1971 zur Gründung der Stadt Taunusstein führten, und die noch unter dem Arbeitstitel „Zusammenschluss an der oberen Aar“ vorangetrieben worden waren, warfen letztendlich auch die Frage nach einem geeigneten Namen für die neue Stadt auf.

Um nicht eigenwillig - über die Köpfe der Bevölkerung hinweg - eine Entscheidung hinsichtlich der Namensgebung zu treffen, schrieb die Kommission zur Vorbereitung des Verwaltungszusammenschlusses unter dem Vorsitz des damaligen Bürgermeisters von Wehen und schließlich erstem „Gesamt“-Taunussteiner Bürgermeister, Walter Petri (SPD, 1913-1978), einen öffentlichen Namenswettbewerb aus, der es den Bürgerinnen und Bürgern ermöglichte, ihren Namensvorschlag bis zum 31. März 1971 einzureichen.

Die Resonanz auf die Ausschreibung war beachtlich, schließlich winkte dem Sieger des Wettbewerbs als Hauptpreis ein Schwarz-Weiß-Fernseher. Weiterhin waren eine Uhr, ein Kochbuch, Wilhelm Buschs „Hausschatz der Heiterkeit“ sowie ein Atlas zu gewinnen. Als Trostpreise wurden 100 Exemplare des Buchs „Wiesbaden – von der Römersiedlung zur Landeshauptstadt“ verlost.

In 236 Einsendungen wurden 387 Vorschläge unterbreitet. Insgesamt gingen 183 verschieden lautende Namensschöpfungen ein. Ein nicht unerheblicher Anteil, in



dem das satirische Element und der Unmut über befürchteten Verlust von Eigenständigkeit und Identität überwog -*Hahn-Wehen-Stadt, Großbleidenstadt, Maulzou, Aar-Schloch, Gernegroß...*- schied auf den ersten Blick aus.

Diejenigen Vorschläge –von *Aarau* über *Bergengrün, Hohenaar, Limesstadt, Stiftskirchen, Taunusaar* bis *Wiesenthal*-, die nach einer ersten Vorauswahl Bestand hatten, wurden von der Gesellschaft für Deutsche Sprache, Wiesbaden, bewertet.

Eine Gruppe von Bürgerinnen und Bürgern war initiativ geworden und hatte den Vorschlag Bleidenstadt favorisiert. Weitsicht bewies die Kommission damit, dass sie von diesem Ansinnen Abstand nahm. Denn allen Stadtteilen einfach den Namen des ältesten und größten Stadtteils überzustülpen, wäre mit Sicherheit einem zumindest symbolischen Identitätsverlust gleichgekommen.

Nach Abschluss der Einsendefrist trat die Kommission zum Zusammenschluss zu einem Wahlgang zusammen. Es sollte nicht der letzte sein, denn man entschied sich für den Vorschlag *Taunushain*. Worauf ein Sturm der Entrüstung los brach - das hatte man nicht bedacht. Denn vielleicht nicht ganz grundlos befürchtete die Bevölkerung dann zukünftig als „*Taunusheinis*“ verunglimpft zu werden.

Dem Druck und auch der Einsicht folgend, wurde ein zweiter Wahlgang anberaumt. Jetzt einigte man sich auf eine Namensschöpfung, die auf Konsens stieß und gleich zwei Aspekten Rechnung trug: Der geografischen Lage der Stadt im Untertaunus und dem historisch bedeutsamen Altenstein auf der Eisernen Hand – Taunusstein hatte seinen Namen gefunden.

183 Vorschläge

Im Folgenden die 183 verschiedenlautenden Namensvorschläge, die bei dem Wettbewerb „Name der künftigen Stadt an der oberen Aar“ eingereicht worden waren.

Die Auflistung in alphabetischer Reihenfolge enthält keinerlei irgendwie wertende Kennzeichnungen, wie etwa „seriös + satirisch + sarkastisch + heimatverbunden + lokalpatriotisch...“.

Aarau + Aarbach + Aarbachthal + Aarbergstadt + Aarbleiden + Aarborn + Aarbronn + Aarbrück + Aarbrücken + Aarbrunn i. T. + Aardingen + Aarecken + Aarfeld + Aarfelden + Aargau + Aargemünd + Aargrund + Argrunde + Aargrundstadt + Aargrundenstadt + Aargrüntal + Aarhahn + Aarhausen + Aarheiligen + Aarheim + Aarheide + Aarheiden + Aarhessen + Aarhofen + Aarhofstadt + Aarhofen-Stadt + Aaridylle + Aarland + Aarlangen + Aarlautern + Aarmühl + Aarmühlen + Aarneustadt + Aarquell + Aarring + Aarringen + Aarringtaun + Aar-Schloch + Aarschönau + Aarstadt + Aarstätten + Aarstein + Aarstetten + Aartal + Aartalheim + Aartalstadt + Aar-Taun + Aar-Taunen + Aartau + Aartaunus + Aarus + Aarwald + Aarwalden + Aarwaldstadt + Aarwaldau + Aar-Wies + Aarwiesen + Aarwiesental + Altenstein + Altenstein an der Aar + Altenstein / Oberaar + Anwalden + Bergengrün + Bergenwalde + Bleidenau + Bleidenstadt + Blidenstadt + Blütenbronn + Blütenstadt + Blydenstadt + Blydenstätten + Dreikirchen +

Dreistadt + Erlenstadt + Fichtensteinstadt + Friedensstadt an der Aar +
Fünfkirchen + Gemeinschaft 5 + Gernegroß + Großaarheim + Großaarstadt + Groß-
Bleidenstadt + Großoberaar + Grünau + Hahnfelden + Hahn-Wehen + Hahnstadt +
Halberg + Halwied + Hessenau + Hessenbergen + Hohenaar + Hohen-Aar +
Jungorten + Königsgau + Langenaar + Langenorten + Lichtenfels-Oberaar +
Lichtensteinstadt + Limesstadt + Maulzou + Mittelbergen + Mittenwald a. d. A. +
Neuaar + Neuaarstadt + Neuenaar + Neugrünwald + Neu-Hahn + Neuhahnstadt +
Neu-Hahnstadt + Neu-Hahnwehnstadt + Neukarlsburg + Neuoberaar +
Neuschwanstadt + Neustadt / Aar + Neustadt an der oberen Aar + Neustadt i. Ts. +
Neustraßstadt + Neutaunusstadt + Oberaar (Ober Aar) + Oberaarbach +
Oberaarheim + Oberaaren + Oberaarstadt + Oberaartal + Oberaartau + Obere Aar
+ Oberaar + Oberaarwald + Oberaarheim-Stadt + Römerstadt + Ruhe-Thal +
Schönaar + Sechshausen + Schwablhawene + Sonnenaar + Sonnentäl + Stadt
Aartal + Stadt am Limes + Stadt Oberaar + Stadtoberaar + Sternstadt +
Stiftskirchen + Stiftnassau + Taunusaar + Taunusberg + Taunusbergen +
Taunusfeld + Taunusfelden + Taunushain + Taunushalden + Taunushöh +
Taunusstadt + Taunusstein + Taunusstetten + Taunusta + Taunuswälden + Trio +
Unteraarstadt + Untertaunusstadt + Urschliefern + Vierwaldstadt + Waldaar +
Waldaarbach + Waldaarbrück + Waldaarstadt + Waldaartal + Waldbachhausen +
Wäldenberge + Wäldbergen + Wäldhausen + Wäldschönaar-Oberaar + Wäldstadt-
obere Aar + Wäldstätten + Wehahnstadt o. A. + Wiesenaar + Wiesenau +
Wiesenthal.

Hahn und die Hühner...

Wie Taunusstein zu seinem Namen kam kann noch erschöpfend beantwortet werden. Bei relativen Neugründungen ist das so, auch wenn der Vorgang des Vergessens oder zumindest der Umstand das man nicht mehr danach fragt, wie es zu diesem oder jenem Namen kam, schon ein wenig Nebel hat aufkommen lassen. Aber wie verhält sich das erst bei den uralten Namen, die irgendwie schon immer da waren und deren Ursprung auf längst Vergessenes oder für die Gegenwart einfach nicht mehr Relevantes zurückgehen?

Dass die größte Stadt im Rheingau-Taunus-Kreis trotz ihrer noch jungen gemeinsamen Geschichte kein geschichts- und gesichtsloses Verwaltungsgebilde ist, das erst einmal eine Geschichte erwerben muss, davon legen die jeweiligen Namen ihrer zehn Ortsteile und die historischen Ableitungen Zeugnis ab. Aber, um es gleich vorweg zu sagen, eine wirklich erschöpfende Auskunft darüber, wie jeder einzelne Stadtteil zu seinem Namen fand, ist nicht möglich. Stochern im Nebel - und zwar ohne letztendliche Gewähr - ist von Fall zu Fall angesagt.

Fangen wir da an, wo der Nebel am dicksten ist. Die Geschichte Orlens reicht bis weit vor die Zeit seiner ersten urkundlichen Erwähnung, 1339, zurück. Schließlich hatten dort ganz in der Nähe die Römer Anfang des 2. Jahrhunderts nach Christus mit dem Bau des Limesabschnitts am Zugmantel mit Kastell und Lagerdorf begonnen. Zu dem Namen Orlen allerdings haben sie mutmaßlich nichts beigetragen und auch Versuche plausible Herleitungen aus späterer Zeit nachzuweisen, scheitern.



Andere Taunussteiner Ortsteile sind da, was die Offenbarung ihrer Namensherkunft angeht, nur wenig offener. Hambach wurde erstmals 1231 urkundlich in einem Schenkungsvertrag des Grafen Robert von Nassau-Idstein an den Deutschen Orden als „Hanbach“ erwähnt. In einer Auflistung der Güter des Klosters Bleidenstadt ist Niederlibbach 1184 erwähnt. „Lydebach, Liedebach, Libach“ sind als Schreibweisen nachweisbar. 1527 wurde erstmals zwischen dem „Niederer“ und „Oberer Liedbach“ unterschieden.

Wingsbach, Seitzenhahn und Watzhahn teilen sich eine Methode der Namensherleitung. Es handelt sich um zusammengesetzte Namen, die auf frühe Bewohner des Ortes und geografische Gegebenheiten eingehen. So soll im 1344 erstmals urkundlich erwähnten „Weshahn“ ein gewisser „Wetzo“ oder „Watz“ gesiedelt haben. Wingsbach, 1364 erwähnt, soll die Siedlung eines „Winiges am Bach“ bezeichnen. Der jüngste Taunussteiner Ortsteil Seitzenhahn, seit 1435 urkundlich verbrieft, und damals als „Sizinhagin“ (Hain des Sizigo) bezeichnet, hat Abgaben an das Kloster Bleidenstadt geleistet.

Ebenfalls auf einen Eigennamen lässt sich Wehen zurückdeuten, wenn es stimmt, dass im 13. Jahrhundert das Geschlecht „De Wehana“ dort ansässig war. 1323 waren dann dem Weiler die Stadtrechte zugesprochen und kurz darauf mit dem Bau des Wehener Schlosses begonnen worden. Durch lange Zeit ihrer Geschichte hindurch standen sich Wehen und Bleidenstadt als weltliches beziehungsweise geistliches Zentrum an der oberen Aar in Konkurrenz gegenüber.

Die Gründung des größten und ältesten Taunussteiner Stadtteils, Bleidenstadt, fällt mit der Gründung des Klosters, 812, zusammen. In einer Lebensbeschreibung aus dem 11. Jahrhundert wurde der Namenspatron des Stifts, der heilige Ferrutius, als „Locus leatantium“ (lat.: Ort der Freude) bezeichnet, was dann wohl eingedeutscht wurde. Im althochdeutschen ist nämlich der Begriff „blid“ oder „blyde“ als Freude gebräuchlich. „Blidinstad“ wäre also die „Stadt der Freude“.

Neuhof macht vielleicht am wenigsten Geheimnis aus seinem Namen. „Novis curia“ (lat.: der neue Hof) zählte ebenfalls zu den Gütern des Stifts Ferrutius und ist 1230 erstmals urkundlich erwähnt. An den ehemals burgähnlichen Ausbau des Hofs erinnert heute noch die Namensgebung der Gaststätte „Zur Burg“.

Bleibt noch Hahn. Ebenfalls ein Lehenshof des Klosters Bleidenstadt, erstmals urkundlich 1315 erwähnt. Das der Ortsname etwas mit Hühnern zu tun hat scheint ja erst einmal ganz naheliegend. Tatsächlich bezeichnet der althochdeutsche Terminus „hag“ oder „hagan“ so etwas wie eine Einfriedung oder Einzäunung.

Womit nun auch geklärt wäre, was Hahn mit Hühnern, respektive dem männlichen Federvieh zu tun hat: ganz einfach – nämlich gar nichts!

Der, die oder das „Taunussteiner“?



Das Maskottchen zur Stadtgründung ist auch heute noch in vielen Taunussteiner Haushalten präsent. Das kegelförmige, stilisierte Männlein / Frauchen trägt auf seinem / ihrem Kopf einen Brocken Taunusquarzit und, was auch immer das heißen soll, ansonsten die Arme vor der Brust verschränkt.

Der gemeine Taunussteiner ist um die 15 Zentimeter hoch und wiegt rund 80 Gramm. Echte Schwergewichte stellen vereinzelt auftretende Riesen von bald einem Meter dar.

Der ortsansässige Drechslermeister Werner Havekost (1932-2018) hatte den Taunussteiner 1971 entworfen und massenhaft aus Lärchenholz gefertigt. Alles in identitätsstiftender Absicht und um den Namen der jungen Stadt zu verbreiten.

Einundsiebzig war der hölzerne Neubürger heiß begehrt.

Heute ist es vor allem eins: „retro“.

Karola Pierson-Vietor

Land und Leute ganz in schwarz und weiß

Rund sechs Jahrzehnte und zuletzt völlig zurückgezogen lebte die Taunussteiner Ehrenbürgerin Karola Pierson-Vietor in Bleidenstadt. Als sie am 23. Oktober 1978 im Alter von 89 Jahren verstarb, hinterließ sie hunderte von Scherenschnitten. Und wenn man heute unter den älteren Taunussteinern nach ortsansässigen Künstlern fragt, wird ganz selbstverständlich auch ihr Name genannt.

Karola Pierson-Vietor wurde am 20. Januar 1889 in Osnabrück geboren. Ihre Schulzeit absolvierte sie in Marburg und Wiesbaden. Allerdings hatte sie damals im Zeichnen eine Vier. Dem Vater ist es zu verdanken, dass Karolas künstlerisches Talent dennoch entdeckt wurde. Der schickte sie nämlich auf die Königliche Kunstgewerbeschule in München, wo sie von 1914 bis 1916 studierte. Dort erhielt sie die Förderung und Zeit ihre künstlerische Eigenständigkeit zu erproben. Und entdeckte für sich die Technik des Scherenschnitts.

Natürlich lässt sich eine Silhouette auch immer –und dazu einfacher- mit einem Zeichenstift, einer Feder oder dem Tuschpinsel erzeugen. Weshalb also der Umstand mit dem schwarzen Karton, Schere und Federmesser? Im Gegensatz zur Zeichnung ist der Scherenschnitt weniger flüssig. Bei jedem An- und Absetzen der Schere entsteht eine minimale Änderung der Konturrichtung. Die Umrisslinie ist immer hart und klar und -wenn man so will- etwas holprig. Eben mit einem eigenwilligen Charakter versehen.



1920 illustrierte sie im Auftrag der Oberschlesischen Volksbücherei eine Ausgabe von Grimms Märchen, die dann als Weihnachtsgeschenk in Schulen verteilt wurde. Der überwiegende Teil ihrer Scherenschnitte wurde aber als Kalender- und Postkartenmotiv publiziert.

Mit einer Unterbrechung -die Jahre 1925-28 verbrachte sie mit ihrem Mann in Brasilien- bewohnte Karola Pierson-Vietor den Schafhof am Rande Bleidenstadts. Dort, direkt vor ihrer Haustür, fand sie die Motive, die sie dann mit der Schere umsetzte und die damals, wie heute, die Verbundenheit der Künstlerin mit Natur, Landschaft und Menschen zum Ausdruck bringen.

Karola Pierson-Vietor lebte im Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus und schließlich in der Bundesrepublik Deutschland. In ihrem Werk lassen sich aber nur wenige Kommentare zu Politik und Gesellschaft ausmachen. Was inhaltlich ihre Arbeit immer bestimmte war vielmehr ein zutiefst menschlicher Faktor, den sie mit Liebe, Witz und manchmal einem Schuss Ironie in Szene setzte.

Stilistisch ist die Künstlerin immer eigenständig geblieben. Die frühen Silhouetten muten etwas expressiv an – ohne das sich Karola Pierson-Vietor auf das Glatteis des Experiments eingelassen hätte. Ihre Individualität als Künstlerin und Mensch beruhte wohl auf dem Vorsatz des So-und-nicht-anders-Könnens.

Unesco-Welterbe auf Taunussteiner Boden: Limes und Römerkastell Zugmantel in Orlen

Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus, unter der Regentschaft von Kaiser Trajan (98-117 n. Chr.), hatten die Römer mit der Befestigung der nördlichen Außengrenze ihres Imperiums begonnen. Der Ausbau wurde dann unter Kaiser Hadrian (117-138 n. Chr.) fortgesetzt. Für rund 150 Jahre war der Obergermanisch-Raetische Limes die Berührungslinie zweier recht unterschiedlicher Kulturen. An bewachten Durchlässen fand ein wohlkontrollierter Austausch von Waren und Kulturgütern statt.

Das Kastell Zugmantel in Taunusstein-Orlen liegt circa 350 Meter südlich der Wall- und Grabenanlage des Limes. Im Laufe seiner Geschichte wurde es mehrfach erneuert und erweitert. Das erste Steinkastell am Zugmantel wurde in der Regierungszeit von Kaiser Antoninus Pius (138-161 n. Chr.) errichtet. Auch dieses wurde später umgebaut. Das eigentliche Kastell bestand aus einer rechteckigen Umfassungsmauer mit gerundeten Ecken und Einlasstoren im Osten und Westen. Den zentralen Platz nahm das Verwaltungsgebäude, die Präfektur, ein. Außerhalb der Umfassung erstreckte sich das hölzerne Lagerdorf, in dem die Familienangehörigen der Soldaten lebten aber auch Händler, Handwerker und Gastwirte ihren Geschäften nachgingen. Die Verstorbenen wurden in einem separaten Gräberfeld außerhalb des Lagers beigesetzt. Östlich des Kastells befand sich ein kleiner gemauerter Tempel (ca. 10x6 m), in dem möglicherweise der



Mysterienkult des Mithras vollzogen wurde. Für Unterhaltung sorgten die Anlagen zweier Amphitheater, die noch deutlich als schüsselförmige Vertiefungen im Erdreich erkennbar sind. Bleibt noch der Wellnessbereich zur Vervollständigung des Legionärsglücks: Die Thermen am Zugmantel befanden sich süd-östlich des Kastells. Der Standort war gut gewählt. Die Aar, deren Quelle sich bis heute leicht nach Süden verlegt hat, stellte damals die Versorgung mit frischem Fließwasser für die verschiedenen Badestationen sicher. Die Fundamente des Limesturms am Zugmantel waren 1966 bei Straßenbauarbeiten entdeckt worden. 1972 war auf dem damaligen Forschungsstand die Rekonstruktion des Turms und des Wall- und Grabenabschnitts fertiggestellt worden. Tatsächlich waren die Wachtürme weniger gedungen und besaßen keinen ebenerdigen Zugang. Die Wachmannschaften gelangten über eine Leiter auf Höhe der ersten Oberetage ins Innere des Wehrbaus. Die aus Ziegeln oder Bruchsteinen errichteten Mauern waren äußerlich mit einem weißen Putz versehen, auf den rote Fugenlinien aufgebracht waren, um so dem Gebäude einen massiveren Eindruck zu verleihen. Der Obergermanisch-Raetische Limes, der zwischen Rhein und Donau auf einer Länge von 550 Kilometern die Grenzlinie zwischen dem römischen Reich und den barbarischen Germanenstämmen nördlich davon markierte, ist das größte Bodendenkmal in Deutschland. Auf einer Länge von rund 42 Kilometern durchzieht er in den Kommunen Heidenrod, Bad Schwalbach, Hohenstein, Hühnstetten, Idstein und Niedernhausen den Rheingau-Taunus-Kreis. In Taunusstein-Orlen ist er mit dem Standort des Kastells Zugmantel besonders präsent. Die archäologischen Untersuchungen dort wurden schon Mitte des 19.

Jahrhunderts begonnen und mit Unterbrechungen bis 1956 fortgeführt. Das Kastell Zugmantel in Taunusstein-Orlen zählt deshalb zu den am besten dokumentierten Grenzanlagen des Limes. Kaiser Wilhelm II. war ein regelrechter Limes-Fan. Ab 1905 besuchte er mehrfach Orlen: „Am 20. Mai (1912) besuchte Seine Majestät der Kaiser und die Prinzessin mit großem Gefolge das Römerkastell am Zugmantel (...). Der Kaiser und die Prinzessin nahmen stundenlang eigenhändig an den Ausgrabungen teil (...).“

2005 wurde der Obergermanisch-Raetische Limes in die Liste des Unesco-Weltkulturerbes aufgenommen. In Zusammenarbeit von Landesdenkmalpflege Hessen, Rheingau-Taunus-Kreis und Stadt Taunusstein ist auf dem Areal des Römerkastells Zugmantel eine fundierte und umfangreiche Beschilderung installiert worden, die den Besuch des Rundwegs vor Ort zu einer Reise in die Zeit der frühen Besiedelung unserer Region werden lässt.

Essenfassen!!!



Ein Haushaltsgegenstand führt weit in die Geschichte der Besiedelung des Taunussteiner Gebiets zurück. Es ist der Teller eines römischen Legionärs, Irdenware, 24 Zentimeter im Durchmesser, annähernd 1800 Jahre alt. Zutage kam der Teller bei Erdarbeiten am Sportplatz, nahe dem Römerkastell Zugmantel in Taunusstein-Orlen. Da die römischen Kastelle möglichst autark agierten, waren dort nicht nur Soldaten, sondern auch ein Tross Handwerker anzutreffen. Darunter auch Töpfer. Es ist also relativ wahrscheinlich, dass der Teller womöglich sogar dort vor Ort hergestellt worden ist.

Nun ist ja so ein Teller nur Mittel zum Zweck. Es stellt sich daher die Frage, was der Soldat von seinem Teller gegessen haben mag. Mit dem, was wir unter mediterraner Küche kennen und lieben gelernt haben, hat es nichts aber auch wirklich gar nichts zu tun. Und es ist auch weit von den lukullischen

Ausschweifungen der römischen Aristokratie entfernt, bei der auch schon einmal größere Mengen an Nachtigallenzungen auf dem Einkaufszettel standen.

Nein, unser Mann aß weitaus bodenständiger, um nicht zu sagen sehr, sehr bescheiden. Als Essbesteck hatte der Legionär seinen persönlichen Löffel. Die tagtägliche Standardverpflegung in der römischen Armee bestand nämlich für die einfachen Soldaten aus einer Ration Brei, dem „puls“, aus gequetschtem und gequollenen Getreide, meist Weizen, der in Wasser gekocht wurde. Dazu gab's Käse und Speck. Das war mit Sicherheit kein großer Gaumenkitzel aber dafür nahrhaft.

Und man bedenke -ein Gallier namens Asterix hat die These aufgestellt: Je schlechter die Verpflegung desto besser die Armee. Was den frischgebackenen Legionär Obelix beim ersten Essenfassen zu der Bemerkung veranlasste, er habe ja gar nicht gewusst, wie gut die römische Armee ist!

Na dann: „*Mahlzeit...*“

Ferrutius ... der Heilige und das Kloster

Das Kloster Bleidenstadt erhielt seinen Namen von dem Heiligen Ferrutius. Dieser war ein römischer Soldat, stationiert in Mainz. Ferrutius hatte sich zum christlichen Glauben bekannt und war während der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian (284-305 n. Chr.) im heutigen Mainz-Kastel in Kerkerhaft genommen worden, infolge derer er den Märtyrertod starb.

Erzbischof Lullus (754-786) veranlasste die Überführung von Ferrutius Gebeinen nach Bleidenstadt. Dort war eine Kirche eingerichtet worden. Allerdings war es mit dem christlichen Glauben im karolingischen Frankenreich nicht ganz unproblematisch gewesen. Aberglaube und heidnisch-germanische Bräuche hatten durchaus noch ihre Verwurzelung in der Bevölkerung. Die Aufwertung einer Kirche durch die besondere Weihe in Form der Unterbringung einer Reliquie war ein probates Mittel gewesen, den christlichen Glauben zu etablieren und zu manifestieren.

Die frühe Geschichte des Klosters Bleidenstadt liegt ziemlich im Dunkeln. Zum einen sind wichtige Quellen durch Brände vernichtet worden, andere stellten sich später als Fälschungen heraus. Als gesichert kann gelten, dass das Stift Ferrutius um die Mitte des 10. Jahrhunderts zum Benediktinerkloster ernannt wurde und damals zur Diözese Mainz gehörte. 1827 wurde es dem neu eingerichteten Bistum Limburg zugeschlagen.



Die Besitztümer des Klostersguts waren weit über die heutigen Taunussteiner Grenzen hinaus gestreut. Auch die Gründung Neuhoofs (lat.: Novis curia) geht auf das Kloster zurück. Das mutmaßlich älteste erhaltene Gebäude in Taunusstein, der „Schafhof“, gehörte zu den Besitzungen von Ferrutius.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, 1632, wurde das Kloster von schwedischen Soldaten geplündert. Fünf Jahre später brannte es zum größten Teil ab. Sein heutiges Erscheinungsbild entspricht dem Wiederaufbau, der 1718 beendet wurde.

Auch die Kirche Sankt Peter auf dem Berg gehörte ursprünglich zu Ferrutius. Während die eigentliche Klosterkirche den Mönchen vorbehalten war, war Sankt Peter die Pfarrkirche für die Bevölkerung. Während der Reformation wurde sie dann zu einer lutherischen Kirche.

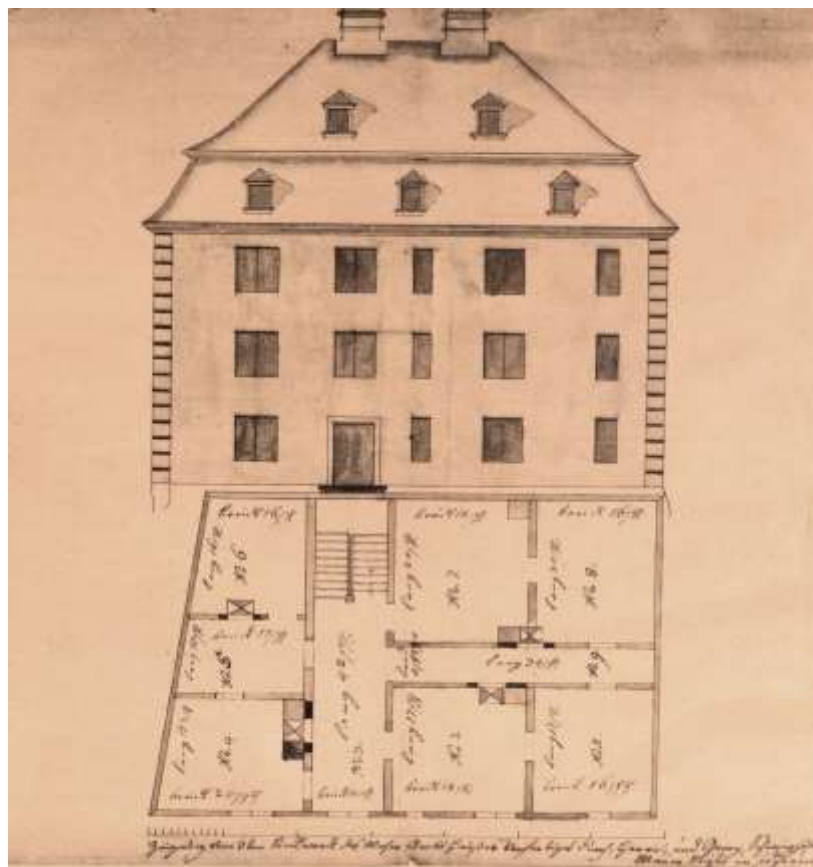
Übrigens geht der Ortsname „Bleidenstadt“ auf eine Quelle des Klosters zurück. Um 1100 nannte der Mönch Meginhard in seiner Biografie des Heiligen Ferrutius den lateinischen Begriff Locus Leatantium („Ort der Freude“). Übersetzt man das ins Altdeutsche ergibt sich Blidinstadt – also Bleidensadt.

Das Wehener Schloss

Noch heute bildet das Wehener Schloss das historische Zentrum des Stadtteils. Tatsächlich ist es auch die Keimzelle Wehens gewesen. 1323 waren dem Weiler von Kaiser Ludwig dem Bayern die Stadtrechte verliehen worden. Um 1330 ordnete dann Graf Gerlach I. von Nassau-Weilburg (1285-1361) den Bau des Schlosses mit umfassender Stadtmauer an. In den folgenden 400 Jahren wurde die Anlage dann wohl immer wieder erweitert und verändert. Das heutige Erscheinungsbild des Wehener Schlosses mit Hauptgebäude, Amtsgericht und Remisen sowie beiden Torbögen entspricht dem klaren, weitestgehend schnörkellosen, ländlichen Barockstil, wie er Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Nassauer Land verbreitet war.

Insbesondere zwei Frauen, die für die Geschichte des heutigen Taunusstein -und das regionale Schulwesen- von Bedeutung waren, lebten zeitweise im Wehener Schloss:

Gräfin Anna von Nassau-Dillenburg (1541-1616) hatte nach dem Tod Graf Albrechts von Nassau-Weilburg (1537-1593) zusammen mit ihrer Schwiegertochter Elisabeth (1583-1656) das Schloss als Witwensitz bezogen. Auf die Initiative Gräfin Annas ging die Gründung der Wehener Schule, 1599, zurück. Ihre Anordnung, dass alle Kinder im Alter zwischen 5 und 13 Jahren, unabhängig



von Standeszugehörigkeiten, die Schule besuchen mussten, kam der Einführung der Schulpflicht im Wehener Grund gleich. Das Schuljahr begann nach der Einbringung der Ernte im Oktober und endete im April des darauffolgenden Jahres. Während des Sommers waren die Kinder als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft unabkömmlich. Als Erziehungsziele standen „Sittsamkeit, Zucht, Stillsitzen, Ordnung, Ehrlichkeit, Gehorsam und Fleiß“ oben an. Da Wehen 1536 zur lutherischen Konfession übergetreten war, fanden die Bibel, Evangelienbuch und lutherischer Katechismus als Unterrichtsmaterialien Anwendung. Das Unterrichtsziel war es, Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Beten und Erzählen zu vermitteln.

Das Schloss war auch Wohn- und Amtssitz der Familie Ibell. Carl (Friedrich JustusEmil) von Ibell (1780-1834) wurde am 29. Oktober 1780 im Wehener Schloss geboren. Sein Vater, Carl Wilhelm Christian Ibell (1744-1826), war herzoglich nassauischer Amtmann und Justizrat gewesen. Insbesondere durch nachhaltige Reformen im landwirtschaftlichen Bereich –Einführung der Dreifelderwirtschaft ohne Brache, des Kartoffelanbaus, der Schafzucht...- verbesserte der die Lebensbedingungen der Bevölkerung des Wehener Grundes. Der Sohn Carl Friedrich Emil hatte in Göttingen Rechtswissenschaften studiert. Als Staatsbeamter der nassauischen Regierung setzte er die Reformen des Vaters mit der Gründung der Landwirtschaftsschule Hof Gassenbach bei Idstein fort. Zuvor war er an der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Verabschiedung des Freizügigkeitsgesetzes beteiligt, nach dem jeder nassauische Bürger seinen Wohnsitz frei wählen konnte. Er arbeitete an der Entwicklung der ersten



nassauischen Verfassung mit und übernahm 1815 das Amt des nassauischen Regierungspräsidenten. In seine Amtszeit fällt auch die Abschaffung der Konfessionsschulen und die Einführung der konfessionell gemischten Simultanschulen im Herzogtum Nassau.

Das Wehener Schloss hat in seiner wechselvollen Geschichte eine Vielzahl von Funktionen erfüllt. Es war gräflicher Präsentationsbau, Witwensitz, Jagdschloss, Amts- und Gerichtssitz, privater Wohnraum, Unterbringungsort für Flüchtlinge und Asylbewerber in den 1980er Jahren und seit 1995 hat dort unter anderem das Taunussteiner Museum seinen Platz gefunden.

Carl Friedrich Justus Emil von Ibell

1780-1834

Carl (auch Karl) Friedrich Justus Emil von Ibell wurde am 29. Oktober 1780 im Wehener Schloss geboren. Sein Vater war der herzoglich nassauische Amtmann und Justizrat Karl Wilhelm Christian Ibell, 1744-1826, der in diesem Gebäude seinen Amts- und Wohnsitz hatte.

Nach der Gymnasialzeit, 1793-1797, in Idstein schloss Carl von Ibell 1801 sein Jurastudium in Göttingen ab. In der Folge wurde er von dem nassauischen Regierungspräsidenten Karl Friedrich Freiherr von Kruse in den Staatsdienst gestellt. 1815 wurde er selbst zum nassauischen Regierungspräsidenten berufen.

Carl von Ibells Wirken wurde von einer entschieden liberalen Grundgesinnung getragen. Er forderte eine freiheitliche Gesetzgebung ein und war ein Vorkämpfer für die Rechtsgleichheit aller Bürger.

Als Staatsbeamter war Ibell 1814 zusammen mit Friedrich Karl Freiherr vom Stein an der Entwicklung der ersten Verfassung des Herzogtums Nassau, 1806-1866, beteiligt.



Als Referent für Kirchen- und Schulsachen, 1805-1817, reformierte er das Schulwesen im konfessionell gemischten Nassau. An die Stelle der Konfessionsschulen traten die konfessionell gemischten Simultanschulen, die unter staatliche Aufsicht gestellt wurden. Unterrichtsziel war „Die Bildung der Staatsbürger zur Erwerbsfähigkeit, zur Legalität und zur Religiösität“.

Bereits Ibells Vater hatte landwirtschaftliche Reformen im Wehener Grund verfolgt: Dreifelderwirtschaft ohne Brache, Schafzucht, Kartoffel- und Kleeanbau. Carl von Ibell gründete 1817 die Landwirtschaftsschule Hof Gassenbach bei Idstein.

Den sogenannten Domänenstreit konnte Ibell nicht für sich entscheiden. Er wollte die Domänengüter aus dem herzoglichen Privatbesitz auslösen und in das Staatseigentum überführen. In der Folge trat Ibell 1821 vom Staatsdienst zurück.

In die Zeit Carl von Ibells politischem Schaffen fallen darüber hinaus zahlreiche grundsätzliche Neuerungen, die das Herzogtum Nassau zu einem der modernsten seiner Zeit machten. Nur einige Beispiele:

1806 wurde der Leibzoll abgeschafft, den zuvor die jüdische Bevölkerung beim Wechsel über Landes- und Amtsgrenzen zu entrichten hatte.

1808 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben.

1809 wurden die Adelsprivilegien bei der Steuererhebung gestrichen.

1810 folgte das Freizügigkeitsgesetz. Damit wurde die selbstbestimmte Wahl des Wohnorts möglich.

Im Juli 1819 wurde von dem reaktionären Burschenschaftler Karl Löning ein Anschlag auf Ibell verübt. Der Attentäter sah in ihm einen „Napoleonpriester“.

Carl von Ibell, der 1830 geadelt worden war, verstarb im Alter von 54 Jahren am 6. Oktober 1834 in Bad Homburg vor der Höhe.

Das Museum im Wehener Schloss

Seit 1995 sind im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss des Wehener Schlosses die Ausstellungsräume des Stadtmuseums Taunusstein untergebracht. Die Besucherinnen und Besucher nutzen ein zweigleisiges Programm, das einerseits mit einer Dauerausstellung zur regionalen Alltagsgeschichte präsent ist und auf der anderen Seite der zeitgenössischen Kunst mit immer wieder wechselnden Sonderausstellungen ein Forum bietet.

Die regionalhistorische Ausstellung „Vom Barbier, dem Rohrstock, der Kochkiste und wie die Stadt zu ihrem Namen kam...“ wird in fünf thematisch voneinander abgesetzten Räumen präsentiert:

Wie die Stadt zu ihrem Namen kam... ist die zentrale Fragestellung im Eingangsbereich. Der Namensfindungswettbewerb der im Vorfeld der Gründung Taunussteins vor rund 40 Jahren ausgeschrieben worden war, hatte 183 verschiedene Vorschläge erbracht, die nicht alle ernst gemeint waren.

Der Rohrstock erzählt nebenan vom Schulalltag anno dazumal als noch mit quasi militärischem Drill der Unterrichtsstoff verabreicht wurde. Die Bänke im Schullokal stammen übrigens aus der ehemaligen Grundschule in Wingsbach.



Vom Barbier zeigt die Einrichtung des Herren-Friseur-Salons Herbert Gerhard, der mit dem vom Vater Jakob Gerhard übernommenen Mobiliar aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts bis 1998 nicht nur die Herren in Form brachte, sondern darüber hinaus als lebendige Nachrichten- und Klatschbörse fungierte.

Die Kochkiste steht für den Alltag in der direkten Nachkriegszeit. Zeitzeugenerinnerungen und andere Objekte, wie Kochgeschirr aus Flugzeugaluminium, Luftbilder der Royal Air Force... veranschaulichen die Jahre 1945 bis 50.

Die Ortsschellen stehen stellvertretend für die fast schon vergessene Institution des Ortsdieners, der das Neueste aus dem Rathaus verkündete und mit der Schelle und dem Ruf „Be-kannt-machung!!!“ durch die Straßen zog. Die Scherenschnitte der Taunussteiner Künstlerin Karola Pierson Vietor illustrieren liebevoll und mit Sinn für das Detail dörfliche Alltagsszenen.

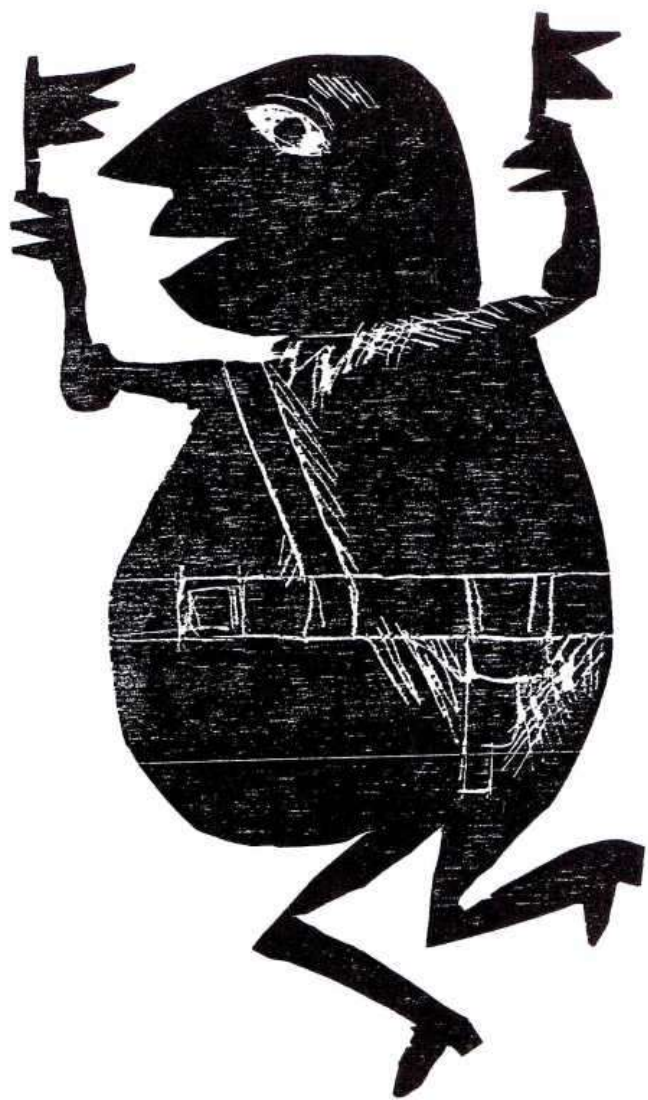
Bei der Ausstellungsgestaltung wurde besonders darauf geachtet, dass die verschiedenen Besuchergenerationen bedient werden. Senioren werden Altbekanntes wiederentdecken und Erinnerungen auffrischen können. Kindergartengruppen und Grundschulkinder erhalten einen Einblick in den Alltag der Groß- und Urgroßeltern und können ganz konkret deren Schulalltag nachempfinden.

Günther Stiller ... kein Stiller

1927-2018

Der Taunussteiner Grafiker und Illustrator Günther Stiller, zählte zu den bedeutendsten Avantgardisten der sechziger und siebziger Jahre in seinem Metier. Seine Bibliografie verzeichnet im Zeitraum von 1957 bis 1990 rund 80 Titel, die überwiegend in den Verlagen Beltz und Gelberg, Bitter, Herder und in der Büchergilde Gutenberg erschienen sind. Berücksichtigt sind hier aber nur Erstausgaben direkt von der Original-Druckvorlage. Nachdrucke, sowie Nur-Titel- oder Nur-Einbandgestaltungen sind darin nicht enthalten.

Stiller illustrierte Werke der Weltliteratur beispielsweise von Rimbaud, Brecht, Baudelaire, Kurt Tucholsky oder Günter Grass. Ein anderer Schwerpunkt des Illustrators, der auch unter dem Pseudonym Cäsar Nepomuk Wolkenhauer veröffentlichte, war die Kinder- und Jugendliteratur. Da zählen Frederik Hetmann, Christine Nöstlinger und Peter Härtling zu den Autoren. Zigmal wurden Veröffentlichungen Stillers als „schönste deutsche Bücher“ beziehungsweise mit dem „Deutschen Jugendliteraturpreis“ prämiert.



Allerdings gab es auch Kontroversen. Beispielsweise mit der Cover-Illustration zu Christine Nöstlingers „Der Spatz in der Hand und die Taube auf dem Dach“, die ein Kind auf der Toilette zeigte. Schließlich hieß es im Buch: „Immer sitzt sie auf dem Klo“. Und das war der einzige Ort, wo dieses Kind allein sein konnte.

Die Kinder- und Jugendliteratur in den siebziger Jahren war eine grundsätzlich neue, ungewohnte Kinder- und Jugendliteratur, weil eine junge Generation von Autoren damals den Versuch wagte Kinderbücher endlich mal für Kinder zu gestalten.

Über seinen Werdegang schreibt Günther Stiller in der „Aufarbeitung seiner Lebensdaten“:

„Geboren wurde ich in Hamburg, in der Klinik Finkenau am 11.6.1927 um 8 Uhr morgens ...“ und weiter: „Außer, dass immer kein Geld da war, hatte ich, als Einzelkind, eine schöne Zeit – bis die Schule anfang ... Mit einem aquarellierten Hammer habe ich die Aufnahme an der Landeskunstschule Hamburg geschafft, als einer der jüngsten – unter älteren Kriegsteilnehmern und Versehrten ... Es hat mir dort sehr gefallen. Einen Lehrplan gab es, aber keiner kümmerte sich darum, der Studiengang hieß „Gebrauchsgrafik“. Die Schule bot die Möglichkeit, alle grafischen Techniken zu probieren. Sechs von uns gründeten die Arbeitsgemeinschaft „Die 6“. Wir versuchten, in der sich entwickelnden Industrie unsere frischen Ideen zu verwirklichen. Für Margarine, Zeitungen, die Fischwirtschaft und vieles mehr. Unerfahren, wie wir waren, mit wechselndem

Erfolg und bis wir nichts mehr zu beißen hatten. Immerhin hat mich ein Buchverleger dort entdeckt.“

Der Hamburger und zwischenzeitliche Wiesbadener Günther Stiller zog 1964 nach Watzhahn. „Auf der Suche“, wie er selbst beschreibt, „nach einem Haus mit festem Boden, das meinem wachsenden Maschinenpark statisch und



flächenmäßig gewachsen war und das genügend Platz für eine fünfköpfige Familie bot ... und auch noch bezahlbar war“.

Von Watzhahn ging auch 1977 die Gründung der Taunussteiner Machart aus, deren Aktionen und Veranstaltungen anfangs durchaus von den Alteingesessenen kritisch, wenn nicht skeptisch, verfolgt wurden.

Günther Stiller arbeitete mit klassischen Druckmaterialien, wie Holz und Linol und experimentierte mit unorthodoxen, neuen, Materialien, wie Glas und Kunststoff. Buchillustrationen zeichnete er oft und ohne weitere technische Umschweife in der Druckerei auf die Offsetplatten. Alle Hoch-, Tief-, Flachdrucktechniken fanden Verwendung, wie auch die Fotounsetzung und –collage. Wobei bei aller technischen Experimentierfreudigkeit immer die Bildaussage im Vordergrund steht. Zitat

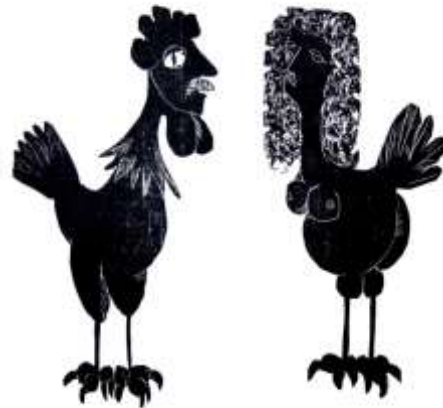
Stiller: „Auf der Suche nach Ausdrucksmöglichkeiten habe ich zunächst immer mit verschiedenen Materialien gearbeitet, ohne dabei zu merken, dass es auf diese Materialien eigentlich nicht so sehr ankommt, sondern vielmehr auf die Inhalte, die man damit vermitteln kann.“

Der Verleger Hans-Joachim Gelberg über den Illustrator: „Günther Stiller war immer ein Suchender, besser noch: ein Entdecker (...)

Günther Stiller hat sich immer als Allein-Gestalter verstanden. Er war keine Agentur, er war immer er selbst.“

Und Stiller selbst beschreibt seine Vorgehensweise an einem Buchprojekt

so: „Ich möchte so ganz locker und lose mit demjenigen, der die Texte macht, zusammenarbeiten. Es müsste so ein Konzert von zunächst nebeneinander stehenden Aussagen sein, das ergäbe dann ein einziges großes Buch. Ein Buch, sagen wir, in Collage-Technik.“



Günther Stillers Kunst ist kraftvoll und dabei zärtlich und einfühlsam, humorvoll, poetisch, manchmal ganz zart erotisch und nicht zuletzt auch immer wieder angriffslustig.

Der Autor Peter Härtling beschreibt die Zusammenarbeit mit Stiller so knapp, wie treffend und eigentlich hätte ich mir das ganze Drumherum auch sparen können. Härtling sagt: „Ich denke immer wieder an ihn, an Günther Stiller, dessen Wesen ganz und gar seinem Namen widersprach, der mit Vorsatz sich und andere beunruhigte und erregte – Nein, der Stiller war kein Stiller.“

Taunussteins jüdische Geschichte

Der historische jüdische Friedhof am Halberg in Taunusstein-Wehen ist über eine Treppe am Neuen Weg (Wehen, Richtung Orlen) zu erreichen. Für die Vereinbarung von Besuchsterminen steht das Museum im Wehener Schloss zur Verfügung. Regelmäßig zum bundesweiten Tag des offenen Denkmals am zweiten Sonntag im September wird der Ort für das Publikum geöffnet.

In Hessen bestehen circa 350 jüdische Friedhöfe. Der Friedhof am Halberg zählt zu den lediglich 19 Anlagen, auf denen noch Grabsteine aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert nachweisbar sind.

Graf Gerlach I. von Nassau-Weilburg erhielt 1329 das Recht zugesprochen, Juden in Wehen ansiedeln zu dürfen. Wann dann die ersten Juden hier Fuß fassten ist nicht bekannt. Der älteste erhaltene Grabstein stammt jedenfalls aus dem Jahr 1694 und ein Schutzbrief aus dem Jahr 1713 war auf einen „Nathan, Jude zu Wehen“ ausgestellt. Um 1800 hatte die Cultusgemeinde, zu deren Einzugsgebiet auch Hahn, Bleidenstadt, Kemel gehörte, eine eigene Synagoge errichtet. Das Gotteshaus, das im Parkett 24 Männern und auf der Empore 16 Frauen Platz geboten haben soll, befand sich auf Höhe der Weiherstraße 15 in Wehen. Der überwiegende Teil der jüdischen Bevölkerung verdiente seinen Lebensunterhalt als Metzger, Viehhändler und Krämer.



1913 erschüttete eine Familientragödie die Wehener Bevölkerung: Der Metzgermeister Alexander Nassauer war mit seinem Sohn in einen heftigen Streit geraten. Bei dem Versuch der Schlichtung verletzte der Vater seine Tochter Paula tödlich mit einem Messer. Noch am selben Tag nahm er sich selbst das Leben. Eine Zeitungsnotiz berichtete seinerzeit von der Beisetzung: „(...) Hinter den Särgen schritten Bezirksrabbiner Kober-Wiesbaden und die Familienangehörigen, sodann die Gemeindevertretung, dessen Mitglied Nassauer war, der Vorsitzende der Fleischer-Innung (...), sowie etwa zwölfhundert Leidtragende aus Wehen und den umliegenden Dörfern, aus Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Langenschwalbach und Limburg. Der endlose Trauerzug bewegte sich durch die Ortsstraßen (...).“

Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten, 1933, wuchs die organisierte Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung rasch an. Die Familien sahen sich schnell von ihrem sozialen Umfeld isoliert und nicht selten ihrer Existenzgrundlage beraubt. Dokumente aus dem Stadtarchiv Taunusstein belegen, dass ihnen z. B. für ihre Einkäufe bestimmte Geschäfte und Einkaufszeiten („mittwochs und samstags in der Zeit von 9-10“) zugeteilt wurden. Da es in Taunusstein keinen jüdischen Arzt gab, mussten die Patienten nach Wiesbaden ausweichen. Dazu mussten sie eine polizeiliche Genehmigung zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel einholen. Jüdischer Landbesitz wurde „arisiert“. Die Wehener Synagoge, in der bereits seit 1933 kein Gottesdienst mehr stattgefunden haben soll, wurde in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 eingerissen. Für die Zeit des Nationalsozialismus können für Wehen, Hahn und Bleidenstadt 27 Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens nachgewiesen werden. Den Familien

Nassauer (Otto, Selma, Alex) aus Wehen, Kahn (Sally, Rosa, Albert, Margarethe) aus Bleidenstadt und Eleonore Simon aus Wehen gelang die Ausreise nach den USA beziehungsweise nach Argentinien. Clothilde Schrank aus Wehen nahm sich vor dem Eintreffen der Gestapo selbst das Leben. Moritz Simon war noch 1933 in Wehen verstorben und beigesetzt worden. Die übrigen Mitglieder der jüdischen Cultusgemeinde wurden in Konzentrationslager deportiert. Sie wurden in Auschwitz, Buchenwald, Majdanek, Sobibor oder den Ghettos von Minsk und Theresienstadt ermordet.

Lange war man in Taunusstein davon ausgegangen, dass das letzte Mitglied der jüdischen Gemeinde, Alex Nassauer, das den Nationalsozialismus überlebt hatte, 1987 in New York verstorben war. Aber im Mai 2007 nahm der amerikanische Staatsbürger Fred Kahn mit der Stadt Taunusstein Kontakt auf. Fred (ursprünglich Fritz) Kahn war im Dezember 1932 in Wiesbaden geboren worden. Seine Eltern waren bereits 1933 nach Belgien ausgewandert, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Fritz gaben sie zunächst zu Onkel und Tante, dem kinderlosen Ehepaar Siegfried und Rosa Nassauer in Wehen in Pflege. Im Oktober 1938 reiste der sechsjährige Fritz mit Hilfe einer Schleuserin nach Belgien ein, wo er seine leiblichen Eltern wiedertraf. Seine Pflegeeltern wurden am 11. Juni 1942 in das Konzentrationslager Majdanek/Sobibor im von Deutschland besetzten Polen deportiert.

Bekanntmachung!!!

Die sogenannten Ortsschellen stammen aus dem Bereich der Kommunikationstechnik, auch wenn man das damals nicht so genannt hätte.

Noch bis Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre war auf den Taunusdörfern der „Schellemann“ eine Institution. Die relevanten Informationen aus dem Rathaus wurden „ausgeschellt“ und so unter die Leute gebracht. Wichtigste Werkzeuge des Gemeindedieners waren dabei seine Ortsschelle, das Ausschellbuch mit den Notizen und natürlich seine Stimme. Und dann konnte es mit dem Ruf „Bekanntmachung!!!“ auch schon losgehen.

Wenn notwendig mehrmals pro Woche begab sich der „Ausscheller“ im Auftrag des Bürgermeisters auf die Tour durch die Straßen seines Dorfes. Festgelegte Zeiten für den Rundgang gab es nicht. Die meist nebenberufliche Tätigkeit als Ortsdiener musste mit der eigentlichen Berufstätigkeit in Einklang gebracht werden.

Durch das Schwingen der Ortsschelle machte der Ausscheller auf sich aufmerksam. Damit jeder die „Stimme seiner Gemeinde“ vernehmen konnte, lagen die Ausschellstationen nicht weiter als 50 Meter auseinander. 1950 gab es zum Beispiel in Bleidenstadt 50 Ausrufestellen. Sobald die Schelle erklang, versammelten sich die Anwohner um ihren Ortsdiener, um die Neuigkeiten zu vernehmen, die dieser von losen Zetteln oder aus dem Ausschellbuch verlas.



Auszüge aus dem Ausschellbuch der Gemeinde Hahn „Bekanntmachung durch Ortsschelle“ vom 1. April 1937“ (bis 7. September 1957):

05.04.1937

„Der Jahrgang 1917 hat sich heute Abend 8 Uhr zwecks Eintragung in die Wehrstammrolle auf dem Bürgermeisteramt zu melden. (...)“

07.04.1937

„Das Wassergeld wird rückwirkend ab 1. Jan. 37. von 21,- Mk auf 16,- Mk und der Mehrverbrauch von 30 Pf auf 20 Pf herabgesetzt.“

22.04.1937

„Es ist festgestellt worden, daß trotz Verbots immer noch Tauben frei umherfliegen. Es folgt hierdurch nochmals Verwarnung.“

26.04.1937

„Im Laufe des Monats wird im gesamten Untertaunuskreis die Rattenbekämpfung durchgeführt. Die Kosten haben die Grundstückseigentümer zu tragen. (...)“

29.05.1937

„Es ist festgestellt worden, daß Einwohner Schmutzwasser auf die Straße schütten. Schmutzwasser gehört aus grundsätzlichen Gründen nicht auf die Straße, sondern muß in den Hofkanal geschüttet werden. (...)“

28.01.1938

„Für das Fangen von Maulwürfen und Wühlratten werden ab Montag 20 Pf bezahlt. Ablieferung hat auf dem Bürgermeisteramt zu erfolgen. (...)“

15.02.1938

„Es wurde festgestellt, daß es immer noch Einwohner gibt die nicht rechtzeitig den Schnee von den Bürgersteigen beziehungsweise den Straßen beseitigen; (...) An dem Geschäftshaus Adolf Luft sind 20M (vom 14.2.) gefunden worden. Der Verlierer soll sich auf dem Bürgermeisteramt melden. (...)“

02.04.1938

„Die Zinsen der Hauszinssteuer (...) sind bis spätestens 10. April 38. zu zahlen.“

07.04.1938

„Volksabstimmung und Wahl zum Großdeutschen Reichstag am 10. April 1938. (...) Abstimmungslokal ist der untere Lehrsaal.“

und

„(...) Am 4. Mai 1938 vormittags 10 Uhr wird am Amtsgericht Wehen ein Acker auf dem Loller zwangsweise versteigert.“

31.01.1939

„(...) Die von mir gegen die Ortsgruppenleitung und die NSDAP. ausgesprochenen Beleidigungen nehme ich hiermit mit dem größten Bedauern öffentlich zurück.“

20.02.1939

„Am Mittwoch d. 22. d. Mts. abends 19 Uhr findet im Saalbau Götz hierselbst ein einmaliger Schulungsvortrag mit Film zur Aufklärung über die Kartoffelkäferbekämpfung statt. (...)“

05.05.1939

„Am Dienstag den 8. Mai abends 8 Uhr haben sich alle männlichen Personen der Geburtsjahrgänge 1919 u. 1920 zur Erfassung in die Wehrstammrolle auf dem Bürgermeisteramt zu melden. (...)“

und

„Es wird darauf hingewiesen, daß der Verkauf von Waren jeglicher Art an Sonn- u. Feiertagen den ganzen Tag verboten ist. (...)“

Als der Krieg zu Ende war



Mit der Bleidenstädter Ortsschelle hat es eine besondere Bewandtnis. Mit ihr wurde das Kriegsende in Bleidenstadt wenn auch nicht eingeläutet, so doch ausgeschellt. Der Zweite Weltkrieg hatte hier nicht erst am 8. Mai sein Ende, sondern bereits am Gründonnerstag, 29. März 1945. Da marschierten die Amerikaner ins Dorf ein. Der damals 11-jährige Helmut Schaab erinnert sich auch noch, dass wenige Tage vor dem Einmarsch der US-Truppen der Gemeindediener

Christian May mit seiner Schelle verkündete, dass alle Schusswaffen und Munition, Ferngläser und Fotoapparate bei einer Sammelstelle abzuliefern seien. Als die Amerikaner dann kamen, herrschte Panikstimmung. Die Bewohner hängten weiße Tücher aus den Fenstern. Haus für Haus wurde durchsucht, einige beschlagnahmt. Eine Kommandantur wurde eingerichtet. Das deutsche Kriegsgefangenenlager an der heutigen Theodor-Heuss-Straße wurde aufgelöst, französische, russische, polnische Kriegsgefangene freigelassen.

Die Kinder fanden schnell Kontakt zu den „Amis“, die sie mit Schokolade und Kaugummi beschenkten. „Jeder hat sich seinen Ami gesucht“, erinnert sich Helmut Schaab. Seiner wohnte im Haus von Bauer Rossel und fragte eines Tages, ob Helmut's Mutter nicht seine Wäsche waschen und bügeln könnte. Der Soldat lieferte die Seife und zahlte mit Lebensmitteln. „Der Hunger gehörte zum Alltag. Ein Glück nur, dass es in der Schule die von den Amerikanern organisierte Schulspeisung gab. Das erste Care-Paket von der Tante in Amerika war wie Weihnachten.“

Mit Gänsekiel und Tusche:

Zucht und Ordnung, Stillsitzen und Fleiss ...

Nach dem Tode Graf Albrechts von Nassau-Weilburg und Saarbrücken, 1593, bezog dessen Witwe, Gräfin Anna von Nassau-Weilburg und Saarbrücken das Wehener Schloss als Alterssitz. Eine bescheidene Hofhaltung wurde im Wehener Grund angesiedelt.

Die Einrichtung der ersten Wehener Schule wurde 1599 von Gräfin Anna von Nassau-Dillenburg (1541-1616) angeordnet und nach deren Tod von ihrer Schwiegertochter, Gräfin Elisabeth von Nassau und Saarbrücken (1583-1656) fortgeführt.

Der erste Schulsaal war mit einer kleinen Lehrerwohnung im damaligen Rat- und Backhaus eingerichtet worden. Als Lehrer waren die Theologen Georg Plebanus (1599-1602), Johannes Plebanus (1602-1607) und der Kaplan Völder (1607-1628) tätig. Auch soll Gräfin Elisabeth zeitweilig selbst Unterricht erteilt haben.

Als Unterhalt für den Lehrer wurde ihm ein kleines Stück Land zugewiesen und Schulgeld erhoben. Außerdem erhielt er Zuweisungen aus dem Gotteskasten der Pfarrei Wehen.

Die Gründung der Schule stand im Zusammenhang mit dem Übertritt Wehens zur lutherischen Konfession, 1536. Die erste lutherische Pfarrei wurde 1549 eingerichtet. Dementsprechend stand als vorderstes Lernziel die Festigung des

evangelischen Glaubens gegenüber der katholischen Gegenreformation auf dem Plan. Als elementare Erziehungsziele galten „Sittsamkeit, Zucht, Stillsitzen und Ordnung, Ehrlichkeit, Gehorsam und Fleiß“.

Die Anordnung, dass alle Kinder im Alter zwischen fünf und dreizehn Jahren, unabhängig von Standeszugehörigkeit und Konfession, die Schule besuchen müssen, kam der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Wehener Grund gleich.

Die Wehener Schule wurde zunächst im einklassigen Simultanschulsystem geführt. In den ersten beiden Schuljahren sollten sich die Schüler durch Zuhören und –sehen Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Beten und Erzählen selbst aneignen. Erst ab dem siebten Lebensjahr wurden sie aktiv in den Unterricht eingebunden. Als Unterrichtsmaterialien fanden die Bibel, Evangelienbuch, der lutherische Katechismus und das evangelische Gesangbuch Anwendung. Die Schulfibel kannte man zu dieser Zeit noch nicht. Die Lesefertigkeit versuchte man sicherlich sehr mühselig durch reines Buchstabieren herbeizuführen. Geschrieben wurde an der Tafel beziehungsweise mit Gänsekielen und Tusche auf Papier.

Die Wehener Schule war eine reine Winterschule. Der Unterricht begann nach der Einbringung der Ernte im Oktober und dauerte bis zum April des darauffolgenden Jahres. Während des Sommers waren die Kinder als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft unabkömmlich.

Das Einzugsgebiet der Schule umfasste über Wehen selbst hinaus den gesamten Wehener Grund und die umliegenden Dörfer Neuhof, Hambach, Hahn,

Bleidenstadt ... Steckenroth, bis nach Panrod. Die schulpflichtigen Kinder aus dem äußeren Einzugsbereich wurden zu Beginn des Schuljahres von einem Gemeindediener abgeholt und bei Gastfamilien in Wehen einquartiert und verköstigt. Der Grund für die Unterbringung der Schüler vor Ort lag nicht nur in der ansonsten täglich zu bewältigen Wegstrecke oder- beschaffenheit, sondern auch in der Gefährdung, die von im Winter immer wieder durchziehenden Wolfsrudeln ausging, begründet.

Die Kosten für die Bewirtung der Kinder wurden von der evangelischen Pfarrei aus dem Gotteskasten beglichen. Auch wurden bei Bedarf Zuschüsse zum Schulgeld gewährt. Zur Beheizung des Klassenraums hatten die Kinder täglich Schulscheite mitzubringen.

Die Kirchenordnung der Gräfin Elisabeth

1593 war Graf Albrecht von Nassau-Weilburg und Saarbrücken verstorben. Im selben Jahr bezogen seine Witwe, Gräfin Anna von Nassau-Dillenburg (1541-1616), und deren Schwiegertochter, Gräfin Elisabeth von Nassau-Weilburg und Saarbrücken (1583-1656), das Wehener Schloss. Es war ihnen mit einer entsprechenden Apanage als Witwensitz zugesprochen worden.

Auf das Engagement Gräfin Annas geht die Gründung der konfessionsübergreifenden Schule, 1599, in Wehen zurück. Später soll Gräfin Elisabeth selbst in dieser frühen öffentlichen Schule Unterricht erteilt haben.

Wehen war während der Zeit der Reformation, 1536, der lutherischen Kirche beigetreten. Die erste evangelische Pfarrei war 1549 eingerichtet worden. Die Spannungen zwischen den beiden Machtzentren im oberen Aartal, dem weltlichen Wehen als Dependence des Herzogtums Nassau auf der einen Seite und andererseits dem Kloster und Stift Ferrutius, das zum Erzbistum Mainz gehörte, waren damit sicher noch verstärkt worden. Vielleicht sah sich die Gräfin gerade deshalb veranlasst ihre Vorstellung von einem festen Glauben allgemein zu verfügen und damit der einsetzenden Gegenreformation entgegen zu wirken.

Die Kirchenordnung aus dem Jahr 1597 ist handschriftlich übermittelt. Man kann davon ausgehen, dass der Text so von der Autorin einem Amtsschreiber in die Feder diktiert worden ist. Allerdings ist der Verbleib des Originals ungeklärt. Der Text liegt nur in Form einer Fotokopie vor.

Verfasst ist die Schrift in einem „Amtsdeutsch Nassauischer Prägung“. Diese offizielle Sprachausformung hat sicherlich wenig gemein mit der Sprechweise der einfachen Bevölkerung. Die Schreibweise des Dokuments enthält noch sehr alte Elemente –beispielsweise die stumpfe Endung auf „w“ bei „Frauw“ oder Nassauw“- auch hat sich der Protokollant einer eher individuellen Auslegung der Rechtschreibung bedient, die im Text variiert. Eine vereinheitlichte Schriftsprache á la Duden gab es noch nicht.

Die Schrift ist zwar „Kirchenordnung“ betitelt. Tatsächlich ist aber die Abfassung in Form einer herrschaftlichen Verfügung mehr. Sie gewährt Einblick in ein Stück ressortübergreifender Kommunal- und Regionalpolitik, datiert vom Ende des 16. Jahrhunderts.

In erster Linie handelt es sich zunächst um eine Kirchenordnung. Aber bereits im einleitenden ersten Absatz wird der Aspekt der Schulordnung hinzugefügt, die aber nur kurz ausgeführt wird. Weiterhin stellt das Dekret einen Bußgeldkatalog vor, der bei Zuwiderhandlungen Anwendung fand. Strafmaß, Vollstreckung und Kontrolle sind festgelegt – ein Stück angewandter Rechtsprechung. Die verhängten Bußgelder sollen in den Gotteskasten der evangelischen Kirche

einfließen und somit wieder der Allgemeinheit zu Gute kommen. Neben der Armenspeisung wurde aus dem Opferstock auch der Schulunterricht finanziert.

Aber was hat die Verordnung überhaupt notwendig gemacht?

Offenbar sah die Verfasserin die Notwendigkeit einem vielleicht bisweilen allzu bunten Treiben ihrer Untertanen allgemein verbindliche und akzeptable Grenzen aufzuerlegen und sie damit wieder auf den rechten –christlichen und gottesfürchtigen- Weg zu bringen. Unter anderem reklamiert die Verfasserin den unregelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, mitunter gotteslästerlichen Sprachgebrauch –„(...) **Un Christliche Gottes Lesterung** (...)“, (...) **UnZüchtige worte** (...)“-, übermäßigen Alkoholenuss –„(...) **Vollsauffen auf Christlichen Hochzeitlichen ehrentagen, Kindtauffen und sonsten anderer gastreyen, mit übermeßiger Viehicher Und Unnatürlicher Verschwendung der Edlen gaben Gottes** (...)“-, ausufernde Tanzvergnügen, das Festhalten an heidnischen Bräuchen –„(...) **Heidnischer Un Christlicher leichtfertigkeiten** (...)“, „(...) **Fastnacht walPurgi Johannestag**(...)“- und vieles mehr.

Dem Leser steht hier viel Raum für die persönliche Ausmalung zur Verfügung. Seine Interpretation kann bis zu dem Entwurf eines regionalen Sittengemäldes aus der Zeit von Reformation und Gegenreformation, angesiedelt in Wehen, reichen.

Johann Leonhard Busch – Henker

Die Geschichte des „Henkershauses“ in der Neuhofer Kopernikusstraße lässt sich weit zurückverfolgen. Ursprünglich war es für den ersten Verwaltungsvogt des Klosters Bleidenstadt erbaut worden. Später folgte die Nutzung durch die Grafen von (Nassau-) Idstein.

Von 1558 bis 1688 bewohnten nacheinander drei Männer das Haus, die allesamt einen ungewöhnlichen Beruf ausübten. Sie gingen nämlich dem Handwerk des Henkers nach. Der erste war Niclas Nagel, seines Zeichens Scharfrichter von Mainz. Als dessen Nachfolger bezog Johann Leonhard Busch das Haus. Der gab das Richtschwert, –beil oder den Strick an den eigenen Sohn, Nikolaus Busch, weiter. Nach dem Ende der Neuhofer „Henkersdynastie“ ging das Gebäude in eine ganz unspektakuläre Nutzung durch ganz normale Bewohner über. Freilich konnten die nicht ahnen, was unterm Fußboden verborgen lag: Der Sparstrumpf oder -besser- das Bankdepot von Johann Leonhard Busch, das der mit harter, wenn auch nicht ganz alltäglicher, Arbeit angehäuft hatte. Die Barschaft bestand aus Dukaten und Talern unterschiedlichster Herkunft. Darunter Prägungen aus Sachsen-Altenburg, den Spanischen und den Vereinigten Niederlanden. Auf den Münzen ist kein Nominalwert im Sinne von Anzahl und Art einer Währungseinheit aufgeprägt. Ihr Wert ergab sich ganz real aus Menge und Art des aufgewendeten Edelmetalls. Geprägt wurden sie im Zeitraum zwischen 1593 bis 1686.



Rund dreihundert Jahre später, 1977, fand der damalige Besitzer des Hauses, Paul Berghäuser, bei Sanierungsarbeiten einen irdenen Krug gefüllt mit 183 Gold- und Silbermünzen. Der ursprüngliche Besitzer hatte sein Vermögen in einem zugeschütteten Brunnen in der ehemaligen Küche seines Hauses vor unbefugtem Zugriff gesichert.

Besonders bemerkenswert ist ein Taler aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel aus dem Jahre 1597. Ihn zierte ein lateinischer Sinnspruch: „Veritas vincit omnia.“ Sinngemäß und zu Deutsch: „Die Wahrheit siegt immer/über alles.“

Wissenschaftsinnovation aus Wehen

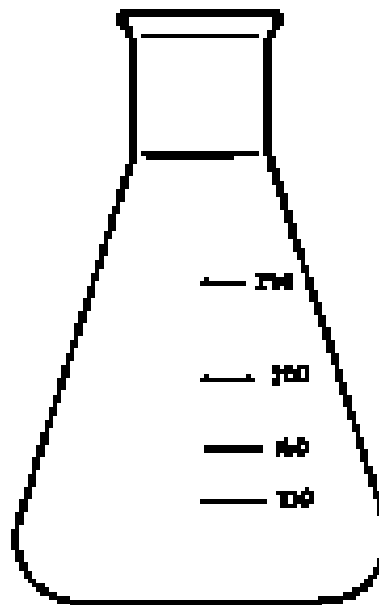
Emil Erlenmeyer und sein „Shaker“

Der Chemiker Richard August Carl Emil Erlenmeyer wurde am 28. Juni 1825 im damaligen evangelischen Pfarrhaus in der Glockengasse in Taunusstein-Wehen geboren. Er verstarb am 22. Januar 1909 in Aschaffenburg.

Zunächst hatte Emil Erlenmeyer in Gießen Medizin studiert. Ab 1845 hörte er die Chemievorlesungen von Justus von Liebig. In Nassau an der Lahn legte er sein pharmazeutisches Staatsexamen ab und betrieb in Katzenellenbogen eine Apotheke. 1850 promovierte er bei Liebig in Gießen mit einer wissenschaftlichen Arbeit *Über basisches Cyanblei*. Da die Führung einer Apotheke in Wiesbaden ohne den erhofften finanziellen Erfolg ablief, wechselte er ins Lehrfach. An der Wiesbadener Handels- und Gewerbeschule unterrichtete er Chemie. 1855 habilitierte er bei Robert Bunsen –*Bunsenbrenner*– in Heidelberg mit einer Arbeit über Mineraldünger und führte ein privates Beratungslabor. Seit 1859 publizierte er seine wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und Theorien unter anderem in der *Zeitschrift für Chemie, Pharmazie und Mathematik* und 1867 veröffentlichte er bei der Verlagsbuchhandlung C. F. Winters das *Lehrbuch der organischen Chemie*. Als Professor für Chemie folgte er einem Ruf an die Polytechnische Schule München, einem Vorläufer der heutigen Technischen Universität München.



Bereits 1855 war Erlenmeyer zum Ehrenmitglied des Nassauischen Vereins für Naturkunde ernannt worden. 1873 wurde er zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1884 zum Präsidenten der Deutschen Chemischen Gesellschaft berufen.



Obwohl Emil Erlenmeyer als Forscher, wie auch als Lehrender, letztlich überaus erfolgreich sein Berufsleben gestaltete, dürfte den Nicht-Chemikern unter uns die *Erlenmeyerregel* und die *Erlenmeyersynthese* ein Buch mit sieben Siegeln sein. Der Grund, weshalb der Name Erlenmeyer immer noch, wenn auch blasse, Erinnerungen an den Chemieunterricht aufblitzen lässt, ist ein anderer und hat

nichts mit Theorie und Formeln zu tun: Der Erlenmeyerkolben ist seit seiner Entwicklung weltweit nicht mehr aus den chemischen und pharmazeutischen Labors wegzudenken. Seinen Erfolg verdankt das gläserne Reaktionsgefäß den überaus praktischen Überlegungen Erlenmeyers. Durch die weite Halsöffnung können pulverförmige und flüssige Substanzen leicht und sicher eingeführt werden. Der kegelförmig nach unten hin geweitete Körper erlaubt durch kreisende Bewegungen aus dem Handgelenk eine sichere Vermischung, ohne die Gefahr des Verschüttens. Und zu guter Letzt kann der Erlenmeyerkolben auf seinem flachen Boden, sollte mal etwas nicht so laufen wie gedacht, jederzeit sicher und schnell abgestellt werden.

Der All-Round-Shaker der Chemie wird nicht geschüttelt, nicht gerührt, sondern geschwenkt.

Gasthaus und Saalbau

„Zum Taunus“

Das Gasthaus „Zum Taunus“ am „Hahner Dreieck“, Aarstraße Ecke Scheidertalstraße gelegen, ist eines der markantesten Gebäude Taunussteins.

Inwiefern das heutige Gebäude dem ursprünglichen Gasthaus „Zum Taunus“ entspricht, lässt sich nicht sicher beantworten. Jedenfalls verzeichnet die Wetterfahne auf dem Dachturm das Baujahr 1902, während das Gesuch zur Errichtung einer Gaststätte bereits über vier Jahrzehnte früher vorgetragen worden war.

In den 1850er / 60er Jahren waren gleich zwei Antragsteller mit dem Ansinnen Gasthäuser errichten zu wollen an die Gemeinde Hahn herangetreten. Johann Georg Bierod aus Neuhof hatte das Gesuch 1858 gestellt, das ihm im darauffolgenden Jahr bewilligt wurde. Das Gasthaus „Zum Taunus“ wurde daraufhin errichtet. 1862 hatte Georg Best ebenfalls um einen Bauplatz nachgefragt, der ihm 1863 zugewiesen wurde. Er eröffnete das Gasthaus „Zur Sonne“. Beide Gastbetriebe lagen nur einen Steinwurf voneinander entfernt.

Nach dem Tode Johann Georg Bierods wurde die Gaststätte von seiner Witwe weiterbetrieben, bevor sie 1869 an ihren Schwiegersohn Johann Fein ging. Der verkaufte den Betrieb 1880 an Philipp Ohlenmacher, dem der Gastwirt Heinrich Götz folgte.

Interessant ist, dass beide Antragsteller argumentierten, ihre Betriebe würden „wegen der großen Entfernung vom Ort Hahn“, den dort ansässigen Wirten keine Konkurrenz machen. Das heutige Hahner Zentrum war also zu dieser Zeit zumindest noch eine Randlage. Die Hauptdurchgangsstraße Taunussteins, die Aarstraße, war damals schlicht noch eine Chaussee (Überlandstraße).

Das Gasthaus „Zum Taunus“, wie es sich heute mit Hauptgebäude und angeschlossenem Saalbau darstellt, war ursprünglich durch um einen Hof gruppierter Remisen erweitert. Diese wurden bei der Errichtung des Taunussteiner Rathauses durch den Veranstaltungs- und Vielzweckbau „Taunus“ ersetzt. Der historische Saalbau wurde darin integriert.

Das Gasthaus „Zum Taunus“ zeigt sich im Zentrum Hahns mit schlichter, regelmäßig gegliederter Putzfassade. Die Ecklage des dreigeschossigen Hauptgebäudes wird noch durch einen Dachturm mit steilem Walmdach betont. Im Dachgeschoss ist die Fassade in Sichtfachwerk ausgeführt.

Was das Gasthaus „Zum Taunus“ zu einem Unikat in der Region macht, ist der angeschlossene historische Saalbau. Die ebenfalls schlichte Putzfassade ist von einem Satteldach überfangen, das mit farbig glasierten Ziegeln gedeckt ist. Der

langgestreckte Bau ist gegenüber dem Hauptgebäude um einige Meter von der Straßenfront zurückversetzt, so dass Platz für eine Außenterrasse ist. Er ist unabhängig vom Hauptgebäude durch eine dreiflügelige Tür zugänglich. Im Innern ist der eingeschossige Bau mit einer Empore auf Stützen ausgestattet. Das Highlight bildet die großflächig-ornamentale Jugendstilausmalung der Decke.

Der Saalbau, der heute mit einer Bühne ausgestattet ist, ist immer als Vielzweckraum genutzt worden. Natürlich in erster Linie für Gastveranstaltungen aber er wurde beispielsweise auch durch den „Turnverein Hahn 1903“ als Sporthalle genutzt oder war in den 1960er Jahren einmal als Atelier an eine Filmproduktionsfirma vermietet.

Mit dem Rasiermesser auf Hausbesuch

Das Köfferchen stammt aus dem Bereich des Dienstleistungsgewerbes, diente zur Körperpflege und mittelbar als Nachrichtenbörse.

Das staatlich geprüfte Handwerk des „Barbiers“ oder „Trockenbaders“ verschwand in Deutschland um 1930 und ging im „Friseurhandwerk“ auf. Zuvor war es auf den Dörfern üblich, dass der Barbier morgens seine Runde durch die Gassen aufnahm und sein Handwerk bei Stamm- und Gelegenheitskunden verrichtete. Dazu nahm der Kunde in seiner Küche Platz, der Barbier schlug den Rasierschaum auf, das Messer wurde gewetzt und ab kam der Bart.

Das Holzköfferchen des ambulanten Barbiers enthält alle dazu notwendigen Utensilien: Rasiermesser, verschiedene Abziehsteine und Streichriemen zum Schärfen der Klingen, Rasierpinsel, ein Döschen Rasierseife, einen Brocken Alaunsalz zur Blutstillung bei kleineren Verletzungen, zwei Kämme, ein Fläschchen Klettenwurzelöl zur Behandlung bei Kopfschuppen. Und im Deckel ist ein Spiegel angeschraubt.



Obwohl die Herkunft des Barbierköfferchens leider unbekannt ist, soll in diesem Zusammenhang auf den Friseursalon Gerhardt hingewiesen werden. Der war eine Bleischer (Bleidenstädter) Institution.

Der Friseur Jakob Gerhardt war ursprünglich auch noch von Haus zu Haus gezogen und hatte dabei womöglich ein ganz ähnliches Köfferchen im Gepäck. In den 1930er Jahren erwarb er dann eine gebrauchte Ladeneinrichtung, die ebenfalls im Museum ausgestellt ist, und eröffnete in der Schulstraße seinen Friseursalon. Unser ambulanter Barbier wurde sesshaft. Auch der Sohn Herbert Gerhardt erlernte das Gewerbe und führte das Geschäft bis 1998 mit derselben Einrichtung weiter. Abgesehen davon, dass man sich rasieren und frisieren lassen konnte, war der Friseur der Umschlagplatz schlechthin für die aktuellsten dörflichen Nachrichten, Klatsch und Tratsch jeglicher Art.